

Abschied von Utopia

Norbert Loackers erster Roman / Von Heinrich Vormweg

NORBERT LOACKER: *Aipotu. Roman*, Kindler Verlag, München. 222 Seiten, 24,80 Mark.

Sie leben wie in endlosen Ferien. Sie können tun und lassen, was sie wollen. Für alles ist gesorgt, von der Meeresluft bis zum optimalen Wohnkomfort, von den Drinks über delikate Speisen bis zum Sex, von perfekter medizinischer Versorgung und den Fitneß-Geräten bis zur Lesekost nach Wunsch. Es könnte ihnen nicht besser gehen. Ein solcher Zustand schließt allerdings logischerweise auch alle Erwartung aus, alle Vorstellung eines Darüberhinaus, eines Ziels. Wo alles erreicht ist, wird Hoffnung gegenstandslos. Bleibt einzig, das Leben zu leben, angenehm zusammenzuleben. Ist das menschenmöglich?

Die Geschichte, die Norbert Loacker aus Altach in Österreich, Jahrgang 39, wohnhaft in Zürich, ausgedacht und als Dreh- und Angelpunkt seines ersten Romans „Aipotu“ gesetzt hat, ist zu Beginn der Erzählung längst Vergangenheit. Sie vermittelt sich den Lesern durch eine absichtsvoll gewählte, sie zweifach brechende Optik. Es ist die Geschichte eines großangelegten, rabiaten Experiments. Eine anonym bleibende, doch perfekt funktionierende Organisation, die offenbar über alle heute vorstellbaren Mittel und Kenntnisse verfügt, lockt acht Versuchspersonen, vier Frauen und vier Männer, auf die überdimensionale, mit allen technischen und elektronischen Raffinessen ausgestattete Meeresfähre Aipotu und schickt sie von der peruanischen Küste aus auf Reise in Richtung Australien. Die Reisenden genießen Luxus und höchste Sicherheit, nicht einmal ein Orkan kann die Fähre im mindesten irritieren. Aber es kann auch niemand ihren Kurs beeinflussen. Als die Aipotu eine Kreisbahn einschlägt, also Ewigkeit simuliert wird, kommt bei den Versuchspersonen Panik hoch. Verwahrlosung, Totschlag und Terror sind die Reaktionen auf ihr zielloses Wohlergehen.

Nur einer überlebt. Die Fähre hat ihn schließlich gleichsam an Land gespuckt. Er heißt Eugen Plasterer. Wie auch der Erzähler, ein junger Journalist, lernt der Leser ihn kennen als Insassen einer heruntergekommenen psychiatrischen Klinik in der Nähe seiner Heimatstadt. Er ist eingestuft als drogenabhängiger Schizophrener. Einst Inhaber einer gutgehenden Baufirma, ist er eines Tages weggegangen und nach langem Auslandsaufenthalt gebrochen und todkrank zurückgekehrt. Plasterer wil seine Geschichte weitergeben, und sie zieht den zunächst widerstrebenden Journalisten Jean-Pierre Ander bald so fordernd in ihren Bann, daß sie zu einer Hauptsache für ihn wird, sein Leben verändert. Bald zweifelt er nicht mehr an der Existenz der Aipotu. Er akzeptiert auch den Höhepunkt der Geschichte, die an einem berühmten historischen Entwurf orien-

tierte Demonstration prinzipieller Unfähigkeit der Menschen, in Utopia zu überleben. Läßt das Wort sich nur noch von rückwärts lesen?

„Aipotu“ gehört zu einem Romangenre, das in der deutschsprachigen Literatur noch immer ungewohnt und deshalb meist unterschätzt wird. Erstaunlich vielschichtig, die Geschichte des utopischen Romans seit Thomas Morus und Campanella unaufdringlich ebenso voraussetzend wie die technische Phantasie der Science-fiction und Fragestellungen der Verhaltensforschung, hat Norbert Loacker ein höchst realitätsbewußtes Denkspiel instrumentiert, und zwar als spannende, ernsthafte Unterhaltung. Vom heutigen Wissensstand aus ist an einem geschickt konstruierten Exempel die Frage durchgespielt, ob optimale Befriedigung aller Bedürfnisse den Menschen Selbstverwirklichung und Glück bringt und sie in eine vollkommene soziale Ordnung führen kann. Mir ist nur ein direkt vergleichbarer, ähnlich fesselnder Roman bekannt: „Morels Erfindung“ von Adolfo Bioy-Casares, einem Mitarbeiter und Freund von Jorge Luis Borges. Aber Loackers Buch ist keineswegs eine Nachahmung. Es belegt erneut, daß in diesem Genre jeder geglückte Entwurf eine neue, eigene Spielanordnung voraussetzt.

Obleich er einige ihrer Darstellungsweisen übernimmt, ist der Roman mit Science-fiction nicht zu verwechseln, denn seine Extrapolationen bleiben bezogen auf ganz reale Vorgänge und Zustände. Die Rückbindung der phantastischen Ereignisse auf der Aipotu über die Schizophrenie in den Alltag tut ein übriges. Dabei wirkt die Krankheit Plasterers durchaus schlüssig mehr und mehr als die Folge einer extremen Erfahrung, statt als Auslöser einer Wahnvorstellung, ohne daß die Ambivalenz aufgehoben würde. All diese in den Erzählverläufen faßlich begründeten Relativierungen lassen das Denkspiel zu einem Mobile werden, das mit seinen Bewegungen und Gegenbewegungen immer neu dazu anregt, seine Impulse aufzunehmen und nachdenklich mitzuspielen. Überraschend plausibel und geglückt sogar das heikelste Unterfangen: auch im Privatleben des Journalisten Ander die Geschichte sich spiegeln zu lassen. Und die bei literarischen Versuchen dieser Art offenbar unvermeidliche sprachliche Schrumpfung ist durch Knappheit und Elastizität der Diktion bemerkenswert gut aufgefangen.

Es gibt, signalisiert der Roman „Aipotu“, keinen Weg aus der Geschichte heraus. Utopia als eine zu organisierende Realität endet unvermeidlich in Schrecken. Vollkommenheit findet ihr Gegenbild im Terror. Für die Menschen bleibt nur, sich über alle Träume hinweg mit menschlichen Erwartungen einzurichten.